

Literaturwissenschaft

Bernd Balzer

Berlin

Quo vadis, Germanistik?

Ich befinde mich heute¹ in einer ungewohnten Situation – sonst sind Vorträge Produkt einer selbst gewählten Fragestellung oder Thematik, diesmal jedoch hat man mir eine Aufgabe gestellt, die ich – nach einer hochoffiziellen Mahnung – endlich zu erfüllen habe: Quo vadis, Germanistik?

„Quo vadis?“ ist eine gefährliche Frage: Als – der Überlieferung nach – Petrus auf seiner Flucht aus dem römischen Kerker Jesus Christus begegnete und ihn fragte: „Quo vadis, domine?“ antwortete dieser bekanntlich: „Venio Romam iterum crucifigi!“ – Ich gehe nach Rom, um mich noch einmal kreuzigen zu lassen. Und Petrus kehrte um, ließ sich seinerseits in Rom kreuzigen – was ihm den Tod, uns jedoch letztlich den Prachtbau des Petersdoms in der Ewigen Stadt eingebracht hat. Das ist Legende, gewiss – aber gerade hierorts, in Polen, dem Heimatland Henryk Sienkiewiczs, hat man das ernst zu nehmen, schließlich hat ihm der Roman *Quo vadis* den Literaturnobelpreis eingebracht! – Was nicht unbedingt immer eine Garantie für höchste literarische Qualität bedeutet, wenn ich an den ersten deutschen Literaturnobelpreisträger – Paul Heyse – denke oder an einen berühmten englischen Literaturpreisträger, Winston Churchill, der den Preis für seine Kriegstagebücher bekam. Doch zum Kern meines Themas:

Es besteht natürlich keinerlei Gefahr, von der Germanistik selbst auf die Petrus-Frage die Antwort Christi zu erhalten – obwohl gerade deutsche Vertreter dieses Faches gelegentlich schon so tun, als hinge das Heil der Welt von ihnen in ähnlicher Weise ab, wie vom Heiland höchstpersönlich. Säkularisieren wir trotzdem die Angelegenheit und übertragen wir sie zugleich ins Deutsche, dann ist mir wohl die Frage nach der Zukunft unseres Faches gestellt, nach den Perspektiven zumindest, die ich erkennen kann – oder auch nur vermute. Und da ich natürlich

¹ Vortrag, gehalten auf Einladung des Instytutu Filologii Germańskiej an der Uniwersytet Wrocławski vor Studenten und Kollegen. Ich habe nur einige Passagen, die den Anlass und die Einladung betreffen, gestrichen und einige Anmerkungen hinzugefügt. Die Rhetorik des Vortrags blieb unverändert.

kein Prophet bin, erwartet man von mir nicht den seherischen Blick in die Zukunft, zumal die Standard-Reaktion auf entsprechende Ansinnen allzu bekannt ist: „Voraussagen sind schwierig, vor allem wenn sie die Zukunft betreffen“. Der schöne Satz wird abwechselnd Mark Twain, Niels Bohr, Winston Churchill, Woody Allen und Jacques Chirac, zugeschrieben. Niels Bohr am häufigsten, also wird es vielleicht stimmen.

Prognosen, noch dazu sichere, erwarte man also nicht von mir – ich habe wohl eher den Auftrag, aus der eigenen Erfahrung mit dieser Wissenschaft die Ansätze zu Perspektiven und möglichen zukünftigen Entwicklungen zu beschreiben. Eine Aufgabe, wie man sie gern bei den Alten, den Erfahrenen, womöglich Weisen, ablädt. Nun, zwei Monate nach meiner Pensionierung, sind zumindest die *Altersvoraussetzungen* ja vielleicht bei mir vorhanden für eine solch vorausschauende Bilanz. Glücklicherweise bin ich nicht der erste und einzige, der sich solcherart an Zukunftsvermutungen wagt: Der Schluss von n auf $n + 1$, die Extrapolation, ist ein gelegentlich zwar problematisches, aber doch etabliertes Verfahren der Mathematik und Naturwissenschaft: Wenn 50 mal der Zeiger im Abstand von einer Sekunde auf die nächste Ziffer springt, so spielt man wohl nicht Hasard, wenn man darauf setzt, dass dies auch beim 51. oder 59. Mal der Fall sein wird – freilich: hundertprozentig sicher darf man sich nicht sein – es könnte ja gerade der 51. oder 59. Zahn des Minutenrades abgebrochen sein. Ich unterstelle – besser gesagt: ich hoffe demütig –, dass nicht auch mir ein solches Zähnchen abhanden gekommen oder gar „ein Rad abgegangen“ ist. Wenn ich also diese Voraussetzung als gegeben betrachten darf, dann – ja dann bin ich noch immer nicht auf sicherem Grund. Was Sie also erwarten können, ist der Versuch einer plausiblen Spekulation auf der Basis persönlicher Erfahrung und daher mit mehr als nur einem Schuss von Subjektivität.

Quo-vadis-Fragen indizieren stets das Vorhandensein einer Krise. Das gilt schon für das Legendenbeispiel. Eine solche Krise war z. B. die Studentenbewegung von 1967/1968 – eine Krise nicht nur der Germanistik, aber doch zunächst und vor allem des Universitätsbetriebes, und es waren die germanistischen Institute, wo der Studentenprotest begann, wo er bald kumulierte – und wo er schließlich auch vor die Hunde ging, d. h. im Terror der RAF endete oder im sektierischen Flickenteppich linker Splittergruppen.

Ich habe diesen Prozess miterlebt, kenne einige der Mechanismen, die meisten Folgen und auch diejenigen Akteure jener Jahre, die sich zum Teil auch jetzt noch um Weichenstellungen für die künftige Entwicklung bemühen

Die Wirkung der Studentenbewegung auf die Gesellschaft wird – vor allem von der Generation der an ihr Beteiligten – zumeist überschätzt; die Wirkung auf die Universitäten und auf das Fach waren jedoch gewaltig – und durchaus nicht nur positiv. Ein unbestreitbarer Gewinn war der Anstoß für eine intensive Selbstreflexion mancher Studienfächer:

Daß die Krise der Germanistik in Kritik überzugehen habe, ist schon eine einigermaßen betagte Forderung. Es scheint an der Zeit, neben der Kritik und über sie hinaus nun auch Aussichten darauf zu bieten, wie es in dieser vielgeschmähten Disziplin weitergehen soll.

Mit diesen Sätzen eröffnete Jürgen Kolbe den von ihm herausgegebenen Band *Ansichten einer künftigen Germanistik* (München 1969). 4 Jahre später, 1973, war dann schon wieder einer erneuter Anlauf fällig: *Neue Ansichten einer künftigen Germanistik* nannte der gleiche Herausgeber diesen Band, der den Untertitel erhielt *Probleme einer Sozial- und Rezeptionsgeschichte der Literatur, Kritik der Linguistik, Literatur- und Kommunikationswissenschaften*.

Der Band *Ansichten einer künftigen Germanistik* hatte in 2. Auflage 1970 mit dem sogenannten „Rhedaer Memorandum“ geendet, einem förmlichen Beschluss führender Germanisten, die eine Ablösung der Nationalphilologien durch eine Neusortierung aller Philologien und deren Aufgliederung in Literaturwissenschaft und Sprachwissenschaft proklamierte.

Im Jahr darauf (1971) fand ein Colloquium in der evangelischen Akademie in Loccum statt, auf dem die Teilnehmer dem „Rhedaer Memorandum“ förmlich, ja geradezu rituell, schworen. Die Konsequenzen kann man in den *Neuen Ansichten* besichtigen, und seither ist die Debatte darüber, wie es mit der „vielgeschmähten Disziplin“ weitergehen soll, nicht zu Ende gekommen.

20 Jahre zuvor schien die germanistische Welt noch in Ordnung zu sein, auch noch Anfang der 60er Jahre, als ich mein Germanistik-Studium begann. Die germanistische Welt war sogar so sehr in Ordnung, dass Wolfgang Stammerl als Herausgeber unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter 1952 das Fach in einer zwar voluminösen, drei gewichtige Bände umfassenden Übersicht, aber doch komplett zu erfassen vermochte: *Deutsche Philologie im Aufriss*;² da ist alles enthalten, was die Deutsche Philologie, die Germanistik also, an Arbeitsfeldern enthielt und auch schon gleich exemplarische Ergebnisse in den einzelnen Arbeitsfeldern von der Altgermanistik bis zur Neueren Literaturwissenschaft, der Sprachgeschichte bis zur Gattungstheorie, und das alles einschließlich Nordistik und Niederlandistik.

Die Sprachwissenschaft konzentrierte oder beschränkte sich noch auf die Sprachgeschichte und war Teil der Altgermanistik, neuere dt. Grammatik und Syntax wurde von den Neugermanisten – eher lustlos und am Rande – mitbetreut.

In der Literaturwissenschaft war damals die hohe Zeit der werkimmanenten Interpretation. Natürlich ein wenig durch den amerikanischen *New Criticism* oder die französische *explication de texte* beeinflusst, im Wesentlichen aber als Reaktion auf den ideologischen Missbrauch der Literaturwissenschaft während des Nationalsozialismus entstanden – aber auch in sozialistischen Diktaturen.

Dabei aber reflektierte man diesen Missbrauch innerhalb des Faches kaum – kein Wunder, hatte doch die Elite der deutschen Literaturwissenschaft – z. B. Ben-

² Berlin 1952.

no von Wiese, Walter Killy, Albrecht Schöne, Helmuth de Boor, auch mein Lehrer Wilhelm Emrich – ihre Ausbildung in den 30er und 40er Jahren erfahren. Kaum einer von ihnen thematisierte das Verhalten der Zunft in dieser Zeit. Nur wenige – wie etwa der Barockforscher Herbert Cysarz – verloren nach 1945 ihre Lehrstühle. Viele vertuschten ihre persönlichen Verstrickungen im NS-Regime – nicht alle so nachdrücklich wie Hanns Schwerte, dessen SS-Vergangenheit erst nach dem Jahre 1996 bekannt wurde.

Es hatte bis 1966 gedauert, ehe auf dem Münchener Germanistentag eine jüngere Generation, vor allem Eberhart Lämmert und Carl Otto Conrady, begann, die Geschichte der Germanistik als „Deutsche Wissenschaft“ aufzuarbeiten.

Es ist immer wieder nötig darauf hinzuweisen, dass diese Aufarbeitung nicht der Studentenbewegung zuzuschreiben ist, wie verbreitete Mythen unterstellen – die Studentenbewegung hat der Faschismus nur als wohlfeiles Schimpfwort interessiert. Wer sie kritisierte, war automatisch Faschist oder mindestens „faschistoid“.

Von einigen frühen Entgleisungen in pubertäres Gehabe abgesehen – über unserem Institut prangte z. B. 1967 eine zeitlang das Grafitto: „Buch macht dumm“ – bemühte sich der studentische Aufstand in der Germanistik kurzzeitig um eine Verbesserung der Studienbedingungen, dann aber vor allem um Beantwortung der Frage nach der „sozialen Relevanz“ des Faches. Mit dem von Emil Staiger formulierten Ziel der Literaturwissenschaft „wir wollen begreifen, was uns ergreift“³, wollte man sich – und das zu Recht – nicht länger zufrieden geben. Die Frage nach dem gesellschaftlichen Nutzwert des Faches war der Stachel für die Diskussion der folgenden 2 bis 3 Jahrzehnte. Die zunächst eher anarchischen, dann allzu rasch neomarxistischen Studenten und ihre Mentoren im Lehrkörper beantworteten sie in der Weise der unterschiedlichen linken ideologischen Systeme, in die das ganze in geradezu unendlicher Zellteilung sich aufspaltete. Literatur sollte „als parteiliches Dokument des Klassenkampfes“ analysiert werden, oder die Literaturwissenschaft sollte der Anamnese bürgerlichen Bewusstseins dienen; Manipulationstechniken sollten erkannt werden, eine sozialgeschichtlich orientierte Literaturwissenschaft sollte den Gesetzmäßigkeiten des geschichtlichen Prozesses nicht nur nachspüren, sondern helfen, ihn in die richtige Richtung (im Sinne der Partei der Arbeiterklasse) lenken – „dem Volke dienen“, „hoch die internationale Solidarität“.

Die in Deutschland gerade um diese Zeit sich konstituierende moderne Linguistik klinkte sich problemlos in diesen Diskurs ein. Natürlich war die befehdete „bürgerliche“ Germanistik damit nicht besiegt oder gar beseitigt. Einige machten weiter wie zuvor; andere versuchten durch Veränderungen des Kanons auf den Vorwurf sozialer Irrelevanz zu reagieren: Die wissenschaftliche Analyse von Massenliteratur sollte den erwünschten Mehrwert gesellschaftlichen Nutzens erbringen: Eine Welle von Untersuchungen zur Trivilliteratur, zum Hefroman, zu Kri-

³ Emil Staiger: *Die Kunst der Interpretation*. Zürich 1957, S. 10

mi und Thriller kennzeichnet die 70er Jahre. Dies bildete sozusagen die liberale Mitte zwischen den Spielformen des Neomarxismus und der „bürgerlichen Philologie“. Die genannten Bände zu *Ansichten*, bzw. *Neuen Ansichten einer künftigen Germanistik* stehen am Anfang der Debatte, zeigen noch nicht das voll entwickelte Spektrum. *Ex post* werden aber einerseits die Wurzeln neuere Tendenzen sichtbar, andererseits präsentieren sich auch die Protagonisten der folgenden Debatten. Neben der – später überhaupt nicht mehr anzutreffenden – Spezies satirischen Humors durch Herbert Heckmann (*Lebenslauf eines Germanisten in aufsteigender Linie*) bemühen sich im ersten Band noch reformbereite Gelehrte der damals mittleren Generation (Peter Wapnewski, Reinhard Baumgart, Eberhard Lämmert, Hans Glinz) um fachliche Innovation, einige wenige Jüngere – Michael Pehlke, Hans-Wolf Jäger, Hilmar Kallweit, Wolf Lepenies versuchen sich in der gleichen Stillage. In den *Neueren Ansichten* dann dominiert die Nachwuchsgeneration – Gert Mattenklott, Klaus Schulte, Klaus Briegleb, Annamaria Rucktäschel, Rolf Grimminger, Knuth Hicketier, damals auch noch Peter Sloterdijk etc. – und darunter einige derjenigen, die seither über 30 Jahre lang die fachliche Debatte ebenso dominierten, wie sie die Netzwerke knüpften und organisierten, die alsbald als germanistische Krake zweifelhaften Ruhm gewann. Auch in diesem Band gab es noch keine neomarxistische Gleichschaltung: Mattenklott und Schulte stellten – zum wiederholten Male das zusammen mit Klaus Scherpe entwickelte „Anamnese-Modell“ vor, das mit der Aufdeckung der Entstehungsfaktoren bürgerlichen Bewusstseins dessen Überwindung leisten und den ehemals bürgerlichen Wissenschaftler dazu befähigen sollte, „den Weg an die Seite der Arbeitklasse“ zu ermöglichen.⁴ Dagegen stand Christian Enzensbergers Kritik an der „Materialistischen Reduktion von Literatur“.

Wirkliche methodische oder epistemologische Neuansätze stellten beide Positionen nicht dar; sie dokumentierten aber die politische Spaltung der Germanistik, die fortan getrennt in jeweils eigenen Schriftenreihen marschierten – die etablierten germanistischen Zeitschriften auf der einen, neue Reihen wie *Literatur im historischen Prozeß*⁵ auf der anderen Seite.

Wichtiger als die Innovation des Faches war ein anderer Aspekt der in den Bänden Kolbes dokumentierten Bemühungen, der – obwohl in dieser Zeit entstanden – in Deutschland damals noch weitgehend unbekannt war: Der soziologische Blickwinkel, wie ihn damals gerade Pierre Bourdieu neu entwickelt hatte, was man in Deutschland aber erst Anfang der 80er Jahre zur Kenntnis nahm. Er selbst und seine literaturwissenschaftlichen Adepten haben seine Kategorien allerdings immer nur auf die Literatur, auf „das literarische Feld“, angewendet, es spricht aber nichts dagegen, es auch auf die *Literaturwissenschaft* zu applizieren. Am produktivsten lesen sich die als Methodendiskussion gemeinten beiden Bände zu den *Ansichten einer künftigen Germanistik* und die nachfolgenden Debatten näm-

⁴ *Neue Ansichten einer zukünftigen Germanistik*. Frankfurt a. M. 1973, S. 87.

⁵ 1. Folge, Band 1 – 12/3 Kronberg 1973–1979; Neue Folge: Hamburg 1981–1989.

lich, wenn man sie als Kampf um institutionalisiertes Kulturkapital und Distinktionsgewinn im Feld der Sprach- und Literaturwissenschaft liest. Da man Biographien, Karrieren, Projekte und Netzwerke nunmehr über mehr als 30 Jahre verfolgen kann, findet man tatsächlich voll bestätigt, dass das „institutionalisierte Kulturkapital“ auf das Bildungssystem verweist, das die „Reproduktion und Vermittlung kultureller Errungenschaften zur Aufgabe hat und zugleich über Nobilitierungskompetenzen verfügt, indem es die Aneignung von Wissen und Kultur mit Titeln und Stellen (sozialen Positionen), also mit individuell verliehenen Prädikaten belohnt, die wiederum den Zugang zum Erwerb ökonomischen Kapitals erleichtern, wenn nicht gar bedingen.⁶ Die jeweilige fachliche, inhaltliche und methodische Ausrichtung der meisten Beteiligten spielt hingegen offenbar nur die geringste Rolle, denn die Wendungen und Wandlungen einzelner Protagonisten sind teilweise abenteuerlich – ohne doch die Weiterexistenz der genannten Netzwerke auch nur im geringsten zu tangieren.

Eine der in den *Ansichten* und *Neuen Ansichten* vorgestellten Konzepte steht außerhalb dieses Prozesses: Hans Ulrich Gumbrecht – *Soziologie und Rezeptionsästhetik* und Eberhard Lämmert – *Rezeptions- und Wirkungsgeschichte der Literatur als Lehrgegenstand* – nennen das Stichwort – Rezeption – und nehmen dabei einen Aspekt auf, der mit Hans Robert Jauss' Plädoyer für eine Rezeptionsästhetik bereits 1963 in die Debatte geworfen worden war. Das geschah mit seiner Konstanzer Antrittsvorlesung *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*.⁷ Er hatte damit einen grundsätzlichen Paradigmenwechsel reklamiert – ein großer Anspruch, eine gänzlich neue Fragestellung, eben ein neues Paradigma. Statt die Substanz des Werkes unterschiedlich zu fundieren und zu begründen, wie es sämtliche anderen literaturwissenschaftlichen Ansätze zuvor getan hatten, stellte die Rezeptionsästhetik diese Substanz selbst in Zweifel, indem sie die Konstitution des Textes in das Bewusstsein des Lesers verlegte. Diesen umfassenden Anspruch nahm die Rezeptions- und Wirkungsästhetik allerdings alsbald selbst teilweise zurück. Man sah ein, dass nicht jedes beliebige Textrealisat zu akzeptieren war, dass jeder Text auch Leserlenkung betrieb durch das, was Wolfgang Iser den „impliziten Leser nannte“⁸ und war damit im Grunde bald bei einer Position angelangt die Jean Paul Sartre mit seinem Aufsatz *Qu'est-ce que la littérature?* („Was ist Literatur“) schon 1947 eingenommen hatte, als er von einem „Pakt der Großherzigkeit (*contrat de la générosité*) zwischen Autor und Leser sprach.

Ein wirklicher Paradigmenwechsel war das also nicht – der Aspekt Rezeption und Wirkung verschwand aber nicht aus der Diskussion und der Praxis der Literaturwissenschaft: Es gab eine ganze Reihe von Publikationen zu Wirkungsfragen. Überhaupt konnte niemand mehr auf den Leser-Aspekt verzichten, die Berück-

⁶ Vgl. Holger Dauer. In: <http://www.tour-literatur.de/literaturtheorie/bourdieu-kulturoziol.htm>.

⁷ Später publiziert unter dem Titel: *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt a. M. 1970.

⁸ Wolfgang Iser: *Der implizite Leser*. München 1972.

sichtigung der Rezeption war ein notwendiges und nützliches Adendum zum bislang bekannten Arsenal literaturwissenschaftlicher Fragestellungen und Methoden, eine Bereicherung des Spektrums – ebenso wie die Untersuchung sozialhistorischer Kontexte literarischer Phänomene selbstverständliche Praxis auch nach dem Verschwinden marxistischer Heilslehren wurde.

Soweit der natürlich notwendig verkürzte Blick auf die Entwicklung der Germanistik zwischen 1968 und etwa 1980.

Lässt sich in diesem Konzentrat der germanistischen Innovationsbemühungen, zwar kein Gesetz, das wäre Historizismus, um mit Sir Karl Popper zu sprechen, aber doch vielleicht ein Schema solcher Wandlungsprozesse erkennen? Eine Grundlage für den Schluss von n auf $n + 1$ und damit auch für Prognosen, die die *Quo-vadis*-Frage von mir verlangt?

Im betrachteten Fall begann der Veränderungsprozess mit einer Generalkritik des Ist-Zustandes, verbunden mit dem Anspruch einer kompletten Neudefinition des Faches – gar eines Paradigmawechsels. Tatsächlich kam es dann aber rasch zur Anpassung des angeblich Neuen an die Gegebenheit des Gegenstandes und aus dem revolutionären Aufbruch wurde eine Reihe evolutionärer Ergänzungen des Vorhandenen mit unterschiedlichem Gewicht: Sozialgeschichte, Leserforschung – wichtige, ja geradezu notwendige Komplettierungen des germanistischen Fragenhorizontes, keineswegs aber seine Neudefinition.

Das ist ein nicht ganz unbekanntes Schema! Auch literarische Epochenwechsel pflegen so zu verlaufen: Jede neue Bewegung tritt an mit dem Anspruch, *tabula rasa* oder „Stunde Null“ zu veranstalten; da sich Sprache und Menschen aber nicht komplett auswechseln lassen, enthält das vorgeblich Neue größere Anteile des sogenannten Alten, als die Neuerer es sich selbst eingestehen wollen.

Freilich war das ganze dennoch nicht etwa ein Nullsummenspiel – im Gegenteil: Auf dem germanistischen Feld gab es, um Bourdieus Terminologie zu verwenden, ganz bedeutende Kapitalverschiebungen – Verschiebungen *kulturellen Kapitals*, was sich in der Etablierung verschiedener neuer Netzwerke oder auch Seilschaften manifestierte.

Einmaliges Phänomen – gebunden an die singuläre nach-68er-Situation? Keineswegs!

Blicken wir zurück auf das Auftreten Wilhelm Diltheys mit seiner *Einleitung in die Geisteswissenschaften* am Ende des 19. Jh. (genauer: 1883). Das war die Kampfansage an den bis dahin dominanten Positivismus. Der hatte sich auf den Autor konzentriert, aus dessen Leben das Werk abgeleitet, nach *Erebttem, Erlebtem und Erfahrenem* gefragt und so gemeint, die Eigenschaften eines Kunstwerks wissenschaftlich-kausal erklären zu können. Die Geistesgeschichte stellt dieser quasi naturwissenschaftlichen Methodik das Prinzip des „Verstehens“ gegenüber – nicht mehr Kausalität, sondern der hermeneutische Zirkel war das Denk- und Ableitungsprinzip; dem positivistischen Materialismus stand der geistesgeschichtliche Idealismus gegenüber. Und dennoch wurde die Autorenbiogra-

phie nicht vernachlässigt und die vom Positivismus entwickelten Methoden der Textkritik und Edition natürlich ebenso wenig. Ein drittes Element bot alsbald den beiden Konkurrenz: Der dialektische Materialismus der marxistischen Literaturwissenschaft. Dessen Prophet hatte nach eigenem Anspruch Hegel vom Kopf auf die Füße gestellt – der idealistische Körper hat sich aber – um im Bild zu bleiben – dadurch nicht verändert und ist – vor allem in den eschatologisch-heilsgeschichtlichen Aspekten des Marxismus und seiner Literaturbetrachtung – allenthalben zu erkennen. Eine Erweiterung des germanistischen Gegenstandsbereichs war auch damals ein Ergebnis, eine Neusortierung im literaturwissenschaftlichen Feld.

Die Geistesgeschichte erwies sich in den 30er Jahren als äußerst anfällig für faschistisches Gedankengut; der Marxismus verkam zum Stalinismus. Die werkimmanente Schule war die Reaktion auf beide Missbrauchsphänomene. Man wollte gleich weit entfernt von allen Ideologien sein, der literarische Text sollte sich selbst erklären – Werkimmanenz! Das tat der literarische Text natürlich nicht einfach so, und daher waren die Kenntnisse der Entstehungsumstände, der Biographie des Autors des „Geistes“ der betreffenden Zeit, aber auch der jeweiligen „sozialen Verhältnisse“ durchaus weiterhin beachtete Parameter.

Auch hier das schon beschriebene Phänomen: Aus einem gegenseitigen Vernichtungsverhältnis konkurrierender Positionen resultiert gegenseitige Anpassung. Giganten reißen mit Getöse und voll revolutionärer Programmatik – und gebären als evolutionäres Produkt ein mehr oder weniger kleines Nagetier.

Aber das ist Geschichte – und Geschichte, ich wiederhole es, folgt keineswegs naturwissenschaftlichen Gesetzen. Selbst Karl Marx hat die ansonsten vom ihm hochgehaltenen Bewegungsgesetze der Geschichte wenigstens einmal relativiert: „Hegel bemerkte irgendwo“, schrieb er in *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*,⁹ „daß alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sich sozusagen zweimal ereignen. Er hat vergessen, hinzuzufügen: Das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce“.

Es wäre interessant zu überlegen, welches der bislang genannten germanistischen Ereignisse, Tatsachen und Personen als Tragödie und welche als deren farcenhafte Wiederholung anzusehen ist. Und vielleicht erleben wir ja die Farce gegenwärtig oder haben sie noch vor uns?

Es sieht nun freilich – bei erstem Hinschauen – so aus, als hätte sich das skizzierte Entwicklungsschema nach 1980 zu ändern begonnen. Es wird hektischer, Innovationen – oder Innovationsansprüche – folgen schneller aufeinander, die Halbwertszeiten der großen und auch weniger großen Konzepte werden immer kürzer. Und nicht mehr nur Kontroversen kennzeichnen die Situation, sondern ein gleichzeitiges Nebeneinander von fast nicht mehr überschaubaren Konzepten, die kaum noch aufeinander oder auf etwas außerhalb ihrer selbst zu beziehen sind – höchstens noch auf den Aspekt des „Neuen“.

⁹ Karl Marx, Friedrich Engels: *Werke*. Bd. 8. Berlin 1973, S. 115–123.

Neue Literaturtheorien hieß denn auch der Band, den Klaus Michael Bogdal 1990 herausgab,¹⁰ drei Jahre später gefolgt von einem Band *Neue Literaturtheorien in der Praxis*.

Die Bände referieren *Historische Diskursanalyse* – also Michel Foucault, *Strukturelle Psychoanalyse* – d. h. Jacques Lacan; *Historische Funktionsanalyse* (Louis Althusser); *Dekonstruktion* (Jacques Derrida), *Kultursoziologie* (Pierre Bourdieu), *Systemtheorie; feministische Literaturwissenschaft* und immerhin *Neuere Hermeneutikkonzepte* und *Literaturwissenschaftliche Rezeptions- und Handlungstheorien*. Neben der Neuheit ist noch ein weiterer gemeinsamer Nenner erkennbar: Es handelt sich im Wesentlichen um französische Theorieentwürfe¹¹ und das Ganze reflektiert die sogenannte Postmoderne. Kein Wunder, dass kein Versuch einer umfassenden Systematisierung zu erkennen ist: „Anything goes“ war bekanntlich das Motto der Postmoderne, die zeitlich zusammenfiel mit dem Aberglauben vom „Ende der Geschichte“¹², der dann sogleich auch ein französisches Kennzeichen bekam: „posthistoire“.

Nach dem Ende der Geschichte konnte es – so war man sich sicher – natürlich auch keine Literaturgeschichte mehr geben:

Praktisch alle Kategorien, auf denen die Literaturhistorie aufgebaut hat, sind ihr von der poststrukturalistischen Literaturwissenschaft in Frage gestellt und gewissermaßen entzogen worden: Autor, Intention, Werk, Geist, Sinn, Wahrheit, Entfaltung, Fortschritt usf., und zwar zugunsten eines funktional zerlegten Textbegriffes, der zwischen konstruktivistischen und dekonstruktivistischen Bewegungsimpulsen das, was nach der alten Weise unter Literaturgeschichte verstanden wird, in ein semiologisches Gestrüpp verwandelt,

stellte Albert Berger 1995¹³ fest.

Natürlich ist das Unsinn – eine solche Behauptung erfasst bestenfalls die Intention dieser Theorien, nicht ihre tatsächliche Wirkung. Denn es wird natürlich weiter Literatur geschrieben und es werden selbstverständlich weiterhin auch Literaturgeschichten verfasst.

Allerdings: Einiges ist schon anders geworden, wie man feststellen kann, wenn man auf gegenwärtige Erscheinungen der Literatur schaut – und auf die Avantgarde der Literaturwissenschaft. Veränderungen erkennt man am raschesten, wenn man auf die jeweils beliebtesten Schlagwörter schaut. In den 50er und 60er Jahren waren das z. B. „evozieren“, „einfühlen“, „sprachliches Kunstwerk“; ab 1970 dann konkurrierend „sozial“, „bürgerlich“, „Widerspiegelung“ – oder „Rezeption“, „Wirkung, Erwartungshorizont“; seit den 90ern heißt es nun: „Körper,

¹⁰ Opladen 1990.

¹¹ Was nicht überrascht, denn originäre deutsche Literaturtheorien sind ausgesprochen selten.

¹² Vgl. Francis Fukuyama: *The End of History and the Last Man*. 1992.

¹³ Albert Berger: *Patriotisches Gefühl oder praktisches Konstrukt? Über den Mangel an österreichischen Literaturgeschichten*. In: *Literaturgeschichte: Prolegomena und Fallstudien*. Hrsg. v. Wendelin Schmidt-Dengler u. a. Berlin 1995, S. 30.

Performanz. Inszenierung und Raum, Erinnerungsraum“, immer wieder Raum, so häufig, dass man bereits vom „topographical turn“ spricht.¹⁴

Zeigen diese verbalen Leitfossilien, wie ich sie nennen möchte, von den 60ern zu den Jahren nach 1970 einen Wechsel der Perspektiven und der ideologischen Positionen gegenüber ein- und demselben Gegenstand an, der Literatur nämlich (wobei der Kanon strittig war aber keineswegs, dass es sich um sprachliche Phänomene handelt), – so hat der Wandel seit den 90ern den Gegenstand selbst erfasst. Literatur ist nicht mehr – oder immer weniger – Text im traditionellen Sinne des linguistischen oder auch literaturwissenschaftlichen Begriffs. Der Terminus ist frei geworden und wurde sogleich mit einer neuen Semantik besetzt. Im Zuge einer allgemeinen Derealisierung wurden z. B. alle von der menschlichen Wahrnehmung erfassbaren Phänomene zu „Texten“.

Da diese Phänomene aber gleichwohl unterschiedlich geartet sind – vielleicht aber auch nur aufgrund institutionellen oder fachlichen Beharrungsvermögens –, werden sie weiterhin von unterschiedlichen Disziplinen behandelt und die Avantgarde der in den germanistischen Instituten Forschenden konzentriert sich auf Themen wie „kulturelles Gedächtnis“, auf „Kulturen des Performativen“, auf „Körper-Inszenierungen“, „Historische Anthropologie“, „Performanz und Performativität“, „Tanz und Wissen“, „Bewegungsforschung“ – um nur einige der derzeitigen, von der DFG-geförderten, also offenbar zukunftssträchtigen Forschungsprojekte und Graduiertenkollegs meines eigenen Fachbereichs zu nennen.

Dass sich das andernorts unter der Flagge „Kulturwissenschaften“ versammelt, ist besonders ärgerlich; denn auch dieser Begriff besitzt eine etablierte Semantik und steht für eine Wissenschaft, die bei der Untersuchung einzelner kultureller Phänomene – wie z. B. Literatur – den Zusammenhang des kulturellen Kontextes berücksichtigt; das also, was man beispielsweise hierorts wie in jeder Auslandsphilologie tut. In diesem Sinne war sogar jede vernünftig betriebene Literaturwissenschaft notwendig immer schon Kulturwissenschaft.

Die neue Kulturwissenschaft, in der die neue Literaturwissenschaft teilweise schon aufgegangen ist, hat einen anderen Kulturbegriff, der sich parallel zur Veränderung gemeinsprachlicher Verwendung des Wortes „Kultur“ entwickelt hat. Formulierungen wie „Kultur der Gewalt“, „Kultur der Verwahrlosung“, „Kultur der Sprachlosigkeit“, „Kultur des Ekels“ zeigen, dass alles, was mit zwischenmenschlichem Handeln zu tun hat, ist *irgendwie* „Kultur“.

Am allerwenigsten ist dabei allerdings von „Sprachkultur“ die Rede. Und ich gestehe, dass ich inzwischen geradezu allergisch gegen den Begriff geworden bin. Fast möchte ich Hanns Johsts berühmten Satz in seinem dem Führer gewidmeten Drama *Schlageter* (1929) abwandeln und sagen: Wenn ich das Wort *Kulturwissenschaft* höre, entsichere ich meinen Browning – doch zum Glück besitze ich keine Waffe.

¹⁴ Vgl. Stefan Richter: *Woher wir kommen, wohin wir gehen*. In: Der Tagesspiegel (Berlin), 3.05.2007, S. 28.

Was heißt jetzt Kulturwissenschaften?

Franziska Schößler hat gerade bei UTB einen Band „Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft“ herausgebracht. Der Waschzettel kündigt an:

Ausgehend von den Kulturwissenschaften um 1900 werden die aktuellen Debatten zum Thema diskutiert: u. a. der New Historicism, die Geschichtstheorie Hayden Whites, die Gender- und Postcolonial studies, die anthropologisch-ethnologische Kulturwissenschaft sowie die Erinnerungstheorien.

Ein Sammelsurium von Erkenntniszielen, dem auch das konturenlos gewordene Wort „Kultur“ keinerlei Zusammenhang zu verleihen vermag.

Epik und Lyrik hat dieser neue Kultur-Diskurs nicht so stark beeinflussen können, anders ist das natürlich mit dem Theater – schließlich geht es da schon immer um Performanz, Raum und Körper. Und so kann man – so konnte man bis vor kurzem – zunehmend Theateraufführungen erleben, in denen dem Text, dem Wort, höchstens noch der Wert eines (manchmal anscheinend höchst lästigen) Accessoires zukam: Ich denke da an die Berliner Inszenierungen Michael Thalheimers; eine regelrecht sprachverhuschte und auf einen Rest der Unverständlichkeit geschnittene *Emilia Galotti* etwa. Gerade mit Blick auf dieses Stück hat nun gerade – am 2. Mai dieses Jahres – die Leiterin des Berliner Zentrums für Literatur- und Kulturforschung, Sigrid Weigel, das Verhältnis von „Literaturwissenschaft und Religion“¹⁵ thematisiert. Schon davor¹⁶ war der durch die *Quo-vadis*-Aufgabe dafür geschärfte Blick auf religiöse Implikationen und Kontexte gefallen (und schließlich und endlich sind sämtliche Textwissenschaften von der Jurisprudenz bis zu den Philologien aus der Theologie erwachsen!).

Entfernung vom Wort – Hinwendung zu Ritual, Inszenierung, Performanz – das weckt insbesondere Reminiszenzen an die deutsche Religionsgeschichte: Der schleichende Verlust des ursprünglichen Primats des Wortes in der Literatur – findet seine Parallele im Verhältnis der christlichen Religionen zueinander: Die alte, die katholische Kirche setzte ungeachtet des Paukenschlags am Beginn des Johannesevangeliums – „Am Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott“ – auf das Bild;¹⁷ ihre ganze Prachtentfaltung und der Reichtum der Rituale illustrieren das. Das Prinzip „sola scriptura“, das erneute Insistieren auf der „Schrift“ hingegen war die zentrale Leistung der Reformation: *Das Wort sie sollen lassen stahn und kein Dank dazu haben* – so lautet die Kernzeile der 4. Strophe von Luthers Lied *Ein feste Burg ist unser Gott* – dem protestantischen Kampf- und Trutzlied *per excellence*. Nur was „in der Schrift gegründet ist“, wollten die Protestanten im Religionsstreit des 16. aber auch noch des 17. und 18. Jahrhundert als Argu-

¹⁵ *Die noble Märtyrerin*. In: Der Tagesspiegel (Berlin) 2.05.2007, S. 24.

¹⁶ Ich kann das glaubwürdig behaupten, denn natürlich habe ich nicht erst nach dem 2. Mai an diesem Vortrag zu arbeiten begonnen.

¹⁷ Natürlich sind auch für die katholische Kirche Wort und Schrift heilig, aber diese blieben für Jahrhunderte ein Arkanum und der Gemeinschaft der Christen vorenthalten.

ment gelten lassen. Nicht jedoch die Institutionen der alten Kirche, deren Geschäftstüchtigkeit (Ablass), Prachtentwicklung, Herrschaftsrituale, etc. sie zusammen mit der Institution des Papstes als „Menschenwerk“ verwarfen, das vor der Schrift, vor Gottes Wort, keinen Bestand haben konnte.

Im Insistieren auf dem Text, seiner Authentizität und Autorität war die Literaturwissenschaft, vor allem die deutsche Literaturwissenschaft, sozusagen protestantisch sozialisiert und ausgerichtet. Auch die Sprachwissenschaft bis zur Mitte des 19. Jh. entsprach mit Ihrer Suche nach dem Ursprung des einzelnen Wortes der protestantischen Anwendung des Johanneischen Diktums.

Positivismus, Geistesgeschichte, aber auch die marxistische und selbst die völkisch orientierte Germanistik konzentrierten sich auf das Wort. Es ging da sozusagen immer um die Frage nach „der Bücher tiefster Sinn“, wie es in Heines Gedicht *Doktrin* heißt. Sogar die Rezeptionsästhetik, die den Blick auf die Leser richtete, gab die Textautorität noch nicht auf, sondern konstituierte sie neu im Sinne des von Sartre geforderten „Paktes der Großherzigkeit“ zwischen Autor und Leser. Die sogenannten Kulturwissenschaften – wenigstens ein großer Teil von ihnen – hat sich dagegen vom Text, also vom Prinzip *sola scriptura*, abgewendet – die kurze Beispielsliste von Forschungsthemen unseres Fachbereichs, also „Kulturen des Performativen“, „Körper-Inszenierungen“, „Historische Anthropologie“, „Performanz und Performativität“, „Tanz und Wissen“, „Bewegungsforschung“ – die Konzentration auf Raum, Körper, Gender bezieht sich ganz und gar nicht mehr auf das protestantische, sondern unübersehbar auf das katholische Paradigma: Die lateinische Messe war für die meisten Menschen reine Performanz – die Worte verstanden sie ja nicht und konnten selbst den zentralen Moment der Messe, das „hoc est enim corpus meus“ bei der Wandlung nicht auf seinen konkreten Sinn beziehen, sondern verballhornten den Satz zu „Hokuspokus“ – oder auch „Hokuspokus vidibus“ – und begriffen wahrscheinlich zugleich damit den Akt der Wandlung selbst als solchen, als Hokuspokus, als das rätselhafte aber zugleich magisch aufgeladene und überwältigende Zauberritual.

Die Kulturwissenschaften also – ein wesentlicher Teil von ihr zumindest – konzentrierten sich bildlich gesprochen überall auf den Hokuspokus und nicht auf den Textsinn. Das gilt sogar für das Konzept der Intertextualität, die ja alles in Texte auflöst, wobei deren kommunikative Funktion irrelevant wird.

Die Germanistik war, so meine These, mehr als ein Jahrhundert lang – auch wenn sie von katholischen Wissenschaftlern ausgeübt wurde – eine gleichsam protestantische Wissenschaft – sie scheint seit einigen Jahren mehr und mehr zu einer katholischen zu werden.

„Warum die Welt katholischer wird“, überschrieb am 12. April dieses Jahres der Münchner Soziologe Armin Nassehi einen Artikel in der ZEIT und hob in dem Artikel selbst hervor, wie sich in Rom – im Kontext der Inaugurierung des neuen Papstes – „Kommunikation und Gesten, die ganze Maschinerie römischer Selbstinszenierung mit einer Selbstverständlichkeit und Widerständigkeit dar-

stellte, die über die Macht der Bilder die Ohnmacht ihrer Legitimationskrise überwindet“.

Das koinzidiert natürlich mit dem Ende der „Gutenberg-galaxy“. Die Medien-gesellschaft präferiert das Bild und schätzt das Wort gering. Wortbeiträge von mehr als 3 Minuten gelten in der Medienwelt als unzumutbar für den Medienkonsumenten.

Doch taugt dieser Vergleich zu mehr als einer polemischen Metapher?

Ich meine, er enthält auch analytisches Potenzial; wir erleben einen solchen „catholic turn“ ja nicht zum ersten Mal: Die Spätromantiker konvertierten bekanntlich reihenweise zum Katholizismus. Damals war dies in gewisser Weise ein Akt der verzweifelten Enttäuschung: Mit Begeisterung noch hatte man sich von unbefriedigenden Rationalismus von Klassik und Aufklärung ab- und den Versprechungen der schöpferischen Phantasie zugewandt. Die Souveränität des gottähnlich-schöpferischen Künstlers wollte sich jedoch nicht erreichen lassen – höchstens im zerstörerischen Akt romantischer Ironie. Ziel war doch aber die große Vereinigung aller Antinomien, also das genaue Gegenteil. Die Seligkeit der Entgrenzung war nicht erreichbar, da bot die alleinseligmachende Kirche ihr geschlossenes System immerhin als Fluchraum.

„Romantik“ beschränkt sich nicht nur auf die literarische Epoche, sie ist auch Welthaltung – die Londoner Tate-Gallery hatte völlig recht, als sie vor einigen Jahren in einer Übersichtsausstellung der Deutschen Romantik auch Joseph Beuys ausstellte – und „Romantik“ kennzeichnet auch individuelle Lebensphasen – offensichtlich aber auch Phasen in der Entwicklung der Germanistik: Es ist doch nicht zu übersehen, dass noch nach jedem, zwangsläufig scheiternden Versuch, die Ratio naturwissenschaftlicher Konkurrenz in szientistischen Anläufen zu erreichen, das Heil in romantischen Exkursen gesucht wurde und wird. Das hat manchmal geradezu etwas von infantilem Trotz: Da hatte man sich jahrelang bemüht, Sinn, geschichtliche Wahrheit und Wirkung der Literatur streng „wissenschaftlich“ zu „beweisen“, und als das letztlich nicht funktionierte und völlig fragwürdig wurde, dementierte man Sinn und Geschichte oder Wahrheit überhaupt.

Denken wir uns die Germanistik noch einen Augenblick weiterhin personifiziert – was nebenbei den unschätzbaren Vorteil hätte, dass man sie sich wegen des sonst so geschmähten grammatischen Geschlechts als Frau vorzustellen hätte – würde sie nicht heute auf die Frage „Quo vadis, Germanistik“ – wie in der Legende antworten müssen: *Venio Romam?*

Natürlich – die Fortsetzung der Antwort – *iterum crucifigi* möchte ich nicht einfordern – den Tod am Kreuz möchte nur jemand prognostizieren, der nach der Devise lebt *apres moi la deluge* (nach mir die Sintflut). Das könnte ich mir als Pensionär zwar leisten, fände es aber doch unanständig.

Dennoch, die Konstatierung eines „catholic turns“, einer katholischen Wendung der deutschen Philologie, wäre ebenso plausibel, wie es die vom „linguistic turn“ in den 60er Jahren oder des „topographic turn“ im Mai 2007 war. Eine Er-

kenntnis, die mir freilich zutiefst widerwärtig ist, was Sie nach meinen bisherigen Bemerkungen zur Kulturwissenschaft kaum mehr überraschen dürfte: Den Philologen verpflichtet schon seine Berufsbezeichnung zur Liebe zum Wort, denn nichts anderes bedeutet das Wort „Philologie“. Vergewärtigen wir uns zudem die traurig erscheinende Tatsache, dass der renommierteste deutsche Literaturpreis – der Büchner-Preis – in diesem Jahr an den Münchner Autor Martin Mosebach geht, so scheint das Anlass zu berechtigter Verzweiflung. In seinem Groß-Essay *Häresie der Formlosigkeit*¹⁸ verdammt er die Liturgiereform des 2. Vatikanums und verlangt die Wiederherstellung der lateinischen Messe – gerade weil dort die Eucharistie von der Gemeinde nicht über das Verständnis des Wortes aufgenommen werden kann, sondern weil dort der Vorgang der Fleischwerdung des Brotes unmittelbar geschähe.

Dennoch: Der Philologe hat Hoffnung – sie erwächst bereits aus dem Legendentext: Mitnichten machte Christus seine Ankündigung wahr. Er ging nicht nach Rom, sondern veranlasste vielmehr Petrus durch sein Wort, durch seine Drohung, umzukehren – eine „self preventing prophecy“ könnte man das nennen.

Aber auch auf dem Boden von Realität und wissenschaftlicher Rationalität keimt Hoffnung: Es gibt auch wieder – und das nicht nur in Berlin – Theaterinszenierungen, die ganz auf das Wort setzen,¹⁹ und der diesjährige Ingeborg-Bachmann-Preis in Klagenfurt setzt ein ganz anderes Signal als der Büchner-Preis. Und solche sind auch in der Germanistik zu bemerken.

Schon vor 5 Jahren erschien im 49. Jahrgang der *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* das 2. Heft zum Generalthema *Interpretation*. In der Einleitung konstatierten die Herausgeber Peter Strohschneider und Friedrich Vollhard den gleichen Befund wie ich: Es sähe so aus, dass „die wissenschaftlichen Interessen der Germanistik derzeit vor allem von Fragen des Körpers und der Gender-Konstruktion, von bi- und trimedialen Hybridformen (Text – Bild – Ton), von Medien überhaupt und von modernen technischen Kommunikationsmedien im besonderen bestimmt“ würden.

Sie treffen dagegen aber die Feststellung, dass zu den „disziplinären Kernen“ der Germanistik „zunächst die *Editionsphilologie* gehört, zum zweiten die *Literaturgeschichte* und zum dritten die *Interpretation*. Letztere erklären sie zur „Mitte eines durch starke zentrifugale Kräfte gekennzeichneten disziplinären Gefüges“ – eine Mitte, „von der aus die auseinanderstrebenden Kräfte der germanistischen Literaturwissenschaft zu organisieren seien“.

Der Protestant las es mit Genugtuung! Am literarischen Text, so der Kern der Aussage müssen sich – wie von jeher – alle literaturtheoretischen Konzepte beweisen.

¹⁸ Wien 2002.

¹⁹ Dazu gehören nicht nur die textgetreuen Inszenierungen des Altmeisters Peter Stein, sondern auch die Arbeiten jüngerer Regisseure.

5 Jahre ist das her – und noch immer aber fördert die DFG nur Projekte, wenn in den Anträgen die Begriffe Körper, Raum, postcolonial, Erinnerung als quasi Codewörter enthalten sind. Das aber ist normal – die entscheidenden Gutachter stammen überwiegend aus dem Dunstkreis dieser Konzepte, man wird auf eine Änderung eben noch ein bisschen warten müssen. Denn auch hier deutet sich der Wandel an: Dass ausgerechnet Sigrid Weigel gerade wieder beginnt Texte zu interpretieren und auf religiöse Bezüge zu schauen, lässt vermuten, dass das literaturwissenschaftliche Feld dabei ist, sich neu zu strukturieren.

Im April dieses Jahres hat der Potsdamer Romanist Ottmar Ette ein Manifest veröffentlicht, das die Kulturwissenschaft zu Lebenswissenschaft erklärte, denn Literatur sei „ein dynamisches Speichermedium von Lebenswissen“.²⁰ Und flugs formulierte der Laudator des jüngsten Literatur-Nobelpreisträgers Orhan Pamuk, der am 4. Mai zum Ehrendoktor der Freien Universität ernannt wurde, dass dessen Romane durch einen Vorrat an „Lebenswissen“ ausgezeichnet seien.

Gerade diese Literaturwissenschaftler gehören seit 1970 zur Speerspitze jeder, aber auch wirklich jeder möglichen Avantgarde. Sie zeigen die Richtung nach vorn, auf welchem Quadranten der Windrose dieses „Vorn“ sich auch befindet. Er ist alles andere als eingeordnet, aber für den „Fortschritt“ kann man sich auf diesen Kompass verlassen.

Und gäbe es all diese Signale nicht, so bliebe mir immer noch das Vertrauen auf die Literatur.

Es gehört zu den leichtesten Übungen eines auch nur mittelmäßigen Autors, Literaturtheorien durch ihre Texte dementieren, ja *ad absurdum* zu führen.

Heinrich Böll – noch ein Literatur-Nobelpreisträger – nannte die Germanisten ironisch „Haruspices“ – Eingeweidebeschauer. Und meinte, dass ein kluges Lämmchen seine Eingeweide durchaus mit Absicht in eine Position bringen könnte, um dem jeweiligen Haruspex in die ihm genehme Richtung zu leiten.

Die Germanistik hat nur als eine der Literatur und Sprache *dienende* Wissenschaft ihre Berechtigung – wann immer sie sich dazu verstieg, sich über die Literatur erheben zu wollen, ist sie regelmäßig auf die Nase gefallen.

²⁰ Vgl. Der Tagesspiegel (Berlin), 18.04.2007, S. 27